

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Margaret Forster

Isa & May

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main



I

Am schwersten fiel es mir, Isa und May zu erzählen, wo und wie ich Ian kennengelernt hatte. Ich hatte tatsächlich vor, sie anzulügen. Ich hätte behaupten können, ich sei ihm auf einer Party begegnet, was May zwar zufriedengestellt hätte, aber nicht Isa. Isa gehört zu der Sorte rechtschaffener Menschen, die gleich jede Lüge wittern. Sie hätte sich erkundigt, wer die Party ausgerichtet und wo sie stattgefunden habe, und hätte jede Menge Fragen gestellt, die gezeigt hätten, wie misstrauisch sie war. Deshalb habe ich die Wahrheit gesagt, allerdings nicht die ganze. Ich habe erzählt, ich hätte ihn auf einem Flughafen kennengelernt. Ich habe nicht erzählt, dass ich versucht habe, ihn abzuschleppen. Der Ort unserer Begegnung war für sie schon skandalös genug.

Meine Großmütter sahen es nicht gern, dass ich gleich nach dem Bachelor-Abschluss ins Ausland gegangen bin. Für May war »Ausland« gleichbedeutend mit Verlassenwerden; Isa sah darin eine Art Flucht. Die Tatsache, dass ich als Lehrerin arbeiten wollte, hätte beide eigentlich beruhigen müssen, nur war es für sie keine respektable Arbeit, ausländischen Studenten in diversen Ländern Englischunterricht zu geben. Meinen Eltern

war es eigentlich auch nicht recht, doch fanden sie sich mit meinem verständlichen Bedürfnis nach Eigenständigkeit wohl oder übel ab. Ich schickte meinen Eltern regelmäßig E-Mails und Isa und May hin und wieder nicht nur hübsche Ansichtskarten, sondern auch Briefe, und zu besonderen Anlässen meldete ich mich bei ihnen telefonisch. Aber sie vermissten mich. Und ich musste feststellen, dass ich sie ebenfalls vermisste.

Auf dem Flughafen war an jenem Tag außergewöhnlich viel los. Überall standen die Passagiere in langen, ungeordneten Reihen an. Ich befand mich ganz am Ende einer solchen Schlange und hoffte, dass es die letzte vor dem Abflugbereich sein würde, als mir plötzlich ein Mann auffiel, der in einer Schlange parallel zur unseren anstand. Sein Aussehen (mittelgroß, dunkles Haar, schlanke Statur) und seine Kleidung (Jeans, schwarzes Jackett, weißes T-Shirt) waren eher unauffällig, doch wirkte er ungewöhnlich beherrscht. Seine große Gelassenheit und Engelsgeduld bildeten einen krassen Gegensatz zu meiner eigenen Nervosität und der aller übrigen Passagiere um mich herum. Da stand ich und regte mich auf, weil es in meiner Schlange nicht voranging, während er sich nicht aus der Ruhe bringen ließ.

Plötzlich tat er etwas ganz Unerwartetes. Die Frau vor ihm war schon etwas älter. Sie hatte weißes, mit Spangen zu einem wirren Dutt aufgestecktes Haar und war auffällig gekleidet. Sie trug einen langen, schmutzigen geblühten Rock, darüber einen unförmigen roten Anorak und um den Hals einen braunen Wollschal, der ihr Gesicht halb verbarg. Sie wirkte so, als sei ihr heiß und als fühle sie sich nicht wohl, und wandte sich ständig um, als hielte sie nach jemandem Ausschau. Trotz

ihres krummen Rückens trug sie über jeder Schulter eine Tasche. Die Taschen waren offenbar schwer, denn sie verlagerte ständig deren Gewicht und zog immer wieder die Gurte nach. Sie scharrte unentwegt mit ihren Turnschuhen auf dem Boden. Ich beobachtete sie voller Mitleid. Da bemerkte ich, wie der junge Mann ihr auf den Arm tippte. Sie fuhr erschrocken herum. Ich konnte zwar nicht hören, was er sagte, sah aber, wie er auf ihre Taschen zeigte. Er bot ihr seine Hilfe an. Zunächst schüttelte sie ängstlich den Kopf, doch als er ihr lächelnd zu verstehen gab, dass er ihr keinesfalls zu nahe treten wolle, überlegte sie es sich anders. Sie vertraute ihm ihre Taschen an. Sie hörte auf, von einem Fuß auf den anderen zu treten, vergewisserte sich aber immer wieder, dass die Taschen noch da waren. Die alte Frau war zwar ganz anders als die elegante Isa oder die kleine, mollige May, aber ich musste unweigerlich an meine Großmütter denken und daran, wie sie wohl auf die zuvorkommende Geste des Fremden reagiert hätten. Es machte mich ganz wehmütig, und mir kamen die Tränen.

Als wir schließlich ganz vorn in unseren beiden Schlangen standen, befanden wir uns nach wie vor auf gleicher Höhe, und ich hörte, wie die Frau, die Amerikanerin war, dem jungen Mann überschwänglich dankte. Er sagte, keine Ursache, es sei ihm ein Vergnügen gewesen. Er war Schotte. Da musste ich ihn einfach ansprechen. Ich sagte, das sei aber wirklich nett von ihm gewesen. Er zuckte nur etwas verlegen mit den Schultern und sagte, das sei doch nicht der Rede wert. Ich fragte ihn, wohin er fliege, und er sagte, nach London. Wie ich. Vielleicht seien wir ja im selben Flieger, sagte

ich und zückte meine Bordkarte. Sein Flug ging jedoch erst später, er war viel zu früh am Flughafen eingetroffen. Er verriet mir nicht, warum. Wir gingen beide zum Terminal. Ich versuchte immer wieder, ihn in ein Gespräch zu verwickeln. Das war gar nicht so leicht. Er war über meine Hartnäckigkeit sichtlich amüsiert, blieb aber auch auf der Hut. Ich plapperte munter drauflos, wie es meine Art ist, wenn ich nervös bin, und erzählte ihm, was ich in den vergangenen Jahren so alles getan hatte. Er hörte mir freundlich zu, ohne etwas über sich preiszugeben. Ich redete in einem fort, was für mich eigentlich nicht typisch ist, aber das konnte er schließlich nicht wissen. Dann wurde mein Flug aufgerufen. Ich sagte, ich hätte mich gefreut, seine Bekanntschaft zu machen, hier sei meine Handynummer – »Hier ist meine Handynummer!«. Oh Gott.

Wie sollte ich das Isa und May erzählen? May würde sagen, Ian hätte schließlich irgendein Axtmörder sein können, man wisse nie, und Isa – nun, sie würde mich eher auf eine bestimmte Weise *ansehen*, als irgendetwas zu mir zu sagen. Sie mag keine Überraschungen. Sie hat zwar eine Schwäche für Geheimnisse, aber weil ich mich so leichtsinnig verhalten hatte und nur so wenig über Ian wusste, hätte sie ein höchst ungutes Gefühl gehabt. Ein wildfremder junger Mann, der auf einem Flughafen – irgendeinem ausländischen Flughafen – in einer Schlange steht, wäre für sie ein Tabu. Deshalb sagte ich nur, ich hätte Ian auf einem Flughafen kennengelernt, und er habe sich doch tatsächlich als ein Bekannter meiner Schulfreundin Beattie herausgestellt. Beide kennen Beattie, deshalb klang es ganz akzeptabel. Halbwegs akzeptabel.

Die ersten Wochen nach meiner Rückkehr waren nicht leicht. Zunächst war da die Frage des Geldes. Ich hatte keins. Alles, was ich verdient hatte, war für meinen Lebensunterhalt und gelegentlich eine kleine Reise draufgegangen. Ich musste wieder zu Hause wohnen, wo man mich mit offenen Armen empfing, aber es fühlte sich so an, als würde man die Zeit zurückdrehen. Ich sehnte mich nach einer eigenen Wohnung, nur musste ich irgendwo das Geld für die Miete auftreiben. In der Zwischenzeit bewarb ich mich um ein Stipendium für ein Masterstudium – zum Totlachen. Ich stellte fest, dass ich mich zwar für einen Kurs einschreiben konnte, aber deswegen noch lange kein Stipendium bekam (so geht es heute den meisten).

Meine Eltern boten an, mir das nötige Geld zu »leihen«, worauf ich mich jedoch nicht einlassen wollte. Sie sind schon immer sehr großzügig mir gegenüber gewesen. Stattdessen musste ich lauter öde Aushilfsjobs annehmen. Diese Art von Arbeit war schockierend – May lachte über mein Entsetzen. Sie wies mich zu recht, schließlich müsse die Hälfte der Bevölkerung um sechs Uhr aufstehen und komme abends erst gegen sieben oder acht nach Hause, und ihre Arbeit sei auch öde. May sagte, ich täte gerade so, als würde ich unter Tage arbeiten und nicht auf meinem Allerwertesten in irgendwelchen Büros hocken. Für sie führt man bei einem Aushilfsjob ein Leben wie Gott in Frankreich. Isa hingegen zeigte sich »schmerzlich berührt«, dass ich auf eine so »gewöhnliche« Arbeit angewiesen sei. Sie wirkte, als ich ihr meinen Job als eine Art Ersatzsekretärin schilderte, ziemlich entsetzt. »Für wen arbeitest du als Sekretärin?«, fragte sie. Für die verschiedensten Leute,

sagte ich; ich würde in lauter großen Firmen einspringen, wenn jemand krank oder im Urlaub sei. Ich würde über die Agentur, bei der ich angemeldet sei, vermittelt und nie länger als einen Monat irgendwo bleiben. Isa hielt das für »niedere« Arbeit und wunderte sich, dass mein Vater so etwas zuließ.

Ich brauchte beinahe drei Jahre, um das Geld für mein Studium zusammenzusparen. Ohne Ian hätte ich all die Jahre nie durchgehalten. Er rief mich eine Woche nach meiner Rückkehr an. Er erzählte mir später, ich sei ihm nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Er habe zwar immer wieder an mich denken müssen, jedoch angenommen, die Sache mit dem Handy sei nur ein Scherz gewesen, oder ich hätte keine Ahnung, wer mich da anruft, und längst vergessen, einem Wildfremden, dem ich auf irgendeinem Flughafen begegnet sei, meine Nummer gegeben zu haben. Wir verabredeten uns in einem *Café Rouge*. Danach geschah alles wie von selbst. Nach einem Monat hatten wir uns bereits zehnmal getroffen. Nach weiteren sechs Wochen zogen wir in eine gemeinsame Wohnung (wobei Ian den größeren Teil der Miete übernahm). Bis dahin hatte ich ihn vor allen verheimlicht – ich war sechsundzwanzig und der Überzeugung, das sei mein gutes Recht. Natürlich hatte ich meinen Eltern erzählt, ich hätte einen wirklich interessanten Mann kennengelernt, ohne ihnen Ian jedoch vorzustellen. Er sagte, das sei ihm lieber so, was mich ein wenig traurig machte. Er wolle mit Familie lieber nichts zu tun haben. Aus Angst vor dem unvermeidlichen Verhör hatte ich ihn in den darauffolgenden sechs Monaten weder Isa noch May gegenüber erwähnt, bis ich ihnen schließlich das Lügenmärchen über Beattie erzählte.

Inzwischen lässt sich wohl nicht mehr verheimlichen, dass ich von Isa und May, meinen Großmüttern, geradezu besessen bin, oder besser gesagt von ihrer Bedeutung, ohne zu wissen, worin sie eigentlich besteht. An beiden alten Frauen ist wirklich nichts Besonderes. Sie sind nicht berühmt oder so, aber darum geht es auch nicht (worum es eigentlich geht, werden wir später klären, hoffe ich). Ich bin nach beiden benannt. Ein umständlicher Name: Isamay, Is-a-may ausgesprochen. Isa ist der Name meiner Großmutter väterlicherseits (die Abkürzung von Isabel) und May der meiner Großmutter mütterlicherseits (irgendeine Ableitung von Margaret). Die Verschmelzung der Namen ist, wie man sieht, alphabetisch begründet. Das Leben wäre für mich wahrscheinlich sehr viel einfacher, wenn sie sich für Maybel entschieden hätten. Aber ich heiße nun einmal Isamay, für meine Freunde bin ich Issy, doch nicht für meine Großmütter. Sie sind froh über den Namen und stolz auf ihn und wollen, dass ich es auch bin. Ich wünschte, ich könnte ihnen den Gefallen tun.

Meinen Großmüttern verdanke ich allerdings mehr als nur meinen eigentümlichen Namen. Ich verdanke ihnen mein Leben, und zwar nicht nur in genetischer Hinsicht. Die Saga von meiner Entbindung, von meiner Geburt ist, wie bei solchen Geschichten üblich, im Laufe der Zeit immer weiter ausgeschmückt worden, dabei klingen die einzelnen Fakten nicht unwahrscheinlich. Ich war ein Weihnachtskind, obwohl ich eigentlich erst drei Wochen später geboren werden sollte. Es war Heiligabend, kein Schnee, aber starker Wind und Regen, und meine Eltern hatten in der Woche zuvor ihre erste eigene Wohnung bezogen. Meine Großmutter May

war gekommen, um ihrer Tochter Jean dabei behilflich zu sein, »sich einzurichten«. Meine Mutter wollte sich eigentlich nicht von May beim Einrichten helfen lassen, konnte ihr Angebot aber nicht ausschlagen. Sie hatte May allerdings nicht erzählt, dass sie bereits Schmerzen gehabt hatte, bei denen es sich möglicherweise um Wehen handelte. Sie wusste, May würde viel Aufhebens darum machen und sie drängen, unverzüglich ins Krankenhaus zu gehen, und das wollte sie nicht, nur um sich anhören zu müssen, dass es blinder Alarm gewesen sei, und dann wieder nach Hause geschickt zu werden. Sie wollte auf eindeutigeren Zeichen warten. Ich will mich kurzfassen – ohne auf die blutigen Details näher einzugehen, obwohl sie jedes Weihnachtsfest bis in alle Einzelheiten geschildert werden. Bei meiner Mutter setzten also die Wehen ein, und May rief nach einem Krankenwagen. Bevor er eintraf, kam meine andere Großmutter, Isa, mit einem Geschenk vorbei (einem Teegeschirr aus Porzellan, noch nie benutzt). Sie fuhr im Taxi vor und ließ es warten, weil sie das Geschenk nur hereinreichen wollte. May, die auf den Krankenwagen gewartet hatte, riss die Tür auf, und dann herrschte einige Verwirrung, ob meine Mutter nun im Taxi zum Krankenhaus fahren sollte oder nicht. Die Großmütter sind sich nach wie vor uneinig, was jede von ihnen in dem Augenblick gesagt hat, aber das ist auch nicht wichtig: Ich nahm die Angelegenheit selbst in die Hand. Dort, auf dem Badezimmerfußboden, wurde ich, während May und Isa miteinander verhandelten, geboren.

Weiß der Himmel, wie. Ich kann es mir aus heutiger Sicht einfach nicht vorstellen. Die Sanitäter, die einige Minuten später im Krankenwagen eintrafen, gratulierten

ihnen angeblich – »Gute Teamarbeit, Ladys« (oder so ähnlich; auch in dem Punkt streitet man sich, was gesagt worden ist). Isa und May ein Team? Das glaube ich kaum. Isa und May sind denkbar verschieden (nein, das stimmt nicht ganz, sie könnten noch dazu verschiedenen Rassen und Nationalitäten angehören, was jedoch nicht der Fall ist). Bei den wenigen Treffen vor meiner Geburt hatten sie sich nicht sehr gut verstanden. Sie begegneten einander mit Misstrauen. Das hatte insbesondere mit ihrer Herkunft zu tun, doch gab es für die latente Feindseligkeit zwischen den beiden meiner Meinung nach eine viel einfachere Erklärung. Zwischen ihnen herrscht seit eh und je eine gleichsam animalische Abneigung, eine Katz-und-Hund-Reaktion, die keine von beiden, nicht einmal Isa mit ihrem ewigen Beharren auf guten Manieren, verhehlen kann. Ich mache alles nur noch schlimmer. Sie sind aufeinander eifersüchtig, und zwar meiner wegen. Die eine wie die andere hat sich schon immer gewünscht, dass ich ihr mehr Zeit widme als der jeweils anderen, und möchte, dass ich ihre Gesellschaft vorziehe. Isa hat keine weiteren Enkel, deshalb ist sie stärker darauf angewiesen. May hat noch andere Enkel, nur sind es Jungs, und sie hat sie noch nie gesehen, weil sie am anderen Ende der Welt leben. Isa und May streiten sich nicht wirklich meiner wegen, aber ich habe immer das Gefühl, es könnte jederzeit dazu kommen. Ich bemühe mich, sie nicht zu provozieren.

Meine Großmütter spielen in meinem Leben eine große Rolle, auch heute noch, mit beinahe dreißig Jahren. Wenn sie mir nicht so wichtig wären, hätte ich diese Arbeit nie in Angriff genommen. Ich liebe sie beide, jede auf ihre Art. Ich will mich aber auch in Zukunft, auf die

Gefahr hin, dass es mir nicht gelingt, bemühen, meine Liebe nicht mit ins Spiel zu bringen, das Private im Hintergrund zu belassen.

Im Vordergrund steht augenblicklich eine andere Großmutter: Elizabeth Fry.

Ich habe mir Elizabeth Fry wegen May ausgesucht. Sie sah auf George Richmonds Porträt, das ich zufällig in der National Portrait Gallery entdeckte, wie May aus. Die Kleidung ist natürlich ganz anders, vor allem die Haube, aber ihr Gesicht ist genau das meiner Großmutter mütterlicherseits – dieselben runden Wangen, dieselbe ziemlich lange, gerade Nase, dasselbe spitze Kinn und, was mir am meisten auffiel, derselbe verschmitzte Blick.

Das ist allerdings noch kein hinreichender Grund, um Mrs Fry auszuwählen. Ich werde Claudia nichts davon erzählen. Ich werde mir ein paar überzeugende Argumente ausdenken, warum ich mich gerade für sie entschieden habe. Immerhin hat sie zu Anfang des 19. Jahrhunderts auf die Zustände in den Gefängnissen, vor allem in denen für Frauen, aufmerksam gemacht und viel zu deren Reformierung beigetragen. Und sie hatte elf Kinder, *elf*, von denen das jüngste im Jahr 1822 am selben Tag geboren wurde wie ihr erster Enkel. Diese Tatsache an sich ist gewiss schon Grund genug, dass sie in die engere Wahl kommt. Für meine Zwecke dürfte sich Mrs Fry bestens eignen, sie ist die Verkörperung der Mutterschaft schlechthin. Zu meinem Erstauen habe ich jedoch festgestellt, dass sie offenbar keine so gute Mutter war, geschweige denn eine gute Großmutter. Die Arbeit war ihr immer wichtiger als das leibliche und seelische Wohl ihrer Kinder, wobei sie offenbar

keinerlei Bedenken hatte, diese während ihrer Abwesenheit der bisweilen zweifelhaften Obhut von Bediensteten anzuvertrauen. Als besagtes letztgeborenes Kind gerade sechs Wochen alt war, begab sich die erschöpfte zweiundvierzigjährige Mutter von ihrem Zuhause in Essex ins sieben Meilen entfernte Newgate, um das dortige feuchte, heruntergekommene Gefängnis zu besichtigen. »Meinem allerliebsten Kindlein«, schrieb sie, »hat die Fahrt in die Stadt und zurück solchermaßen zugesetzt, dass es mich mit seinen zarten Tränen bald überwältigt hätte.« »Bald« mag noch übertrieben gewesen sein – nichts konnte sie von dem abhalten, was sie glaubte tun zu müssen. Und der sechs Wochen alte Knabe war noch immer ein »es«.

Für mich stellt sich also die Frage, ob Elizabeth Fry ihre Rolle als Großmutter genauso sah wie die als Mutter. Oder ob sie vielmehr bedauerte, ihren Kindern nie den Vorrang gegeben zu haben, und in ihrem Status als Großmutter eine Chance sah, etwas wiedergutzumachen. Das scheint mir nach allem, was ich bisher weiß, eher unwahrscheinlich. Bei ihren Enkelinnen war sie ebenso wenig bereit, zu Hause zu bleiben und ihnen das Kuchenbacken beizubringen, wie bei ihren eigenen Töchtern. Häusliche Belange interessierten sie so wenig wie eh und je und lagen ihr auch nicht. Es sah ihr nicht ähnlich, einen wohlstrukturierten Haushalt zu führen und zu leiten – lieber wollte sie sich in der Außenwelt bewegen, größere Aufgaben bewältigen, sich nicht etwa für die häusliche Harmonie, sondern für das Allgemeinwohl engagieren. Das macht sie in meinen Augen zu einer spannenden Gestalt. Sie war eine Großmutter, die die traditionellen Frauenrollen ablehnte und ihren

Enkelinnen ein Leben für das Wohl der Gemeinschaft vorführte.

Übte sie aber einen tatsächlichen Einfluss auf sie aus? Danach wird Claudia fragen. Vielleicht haben ihre Enkelinnen und Enkel (wie viele hatte sie jeweils, wie nah stand sie ihnen?) sie ja bewundert, ohne unbedingt ihrem Beispiel folgen zu wollen. Vielleicht waren sie aber auch mit ihrem Leben, wie sie es gelebt hat, insgeheim nicht einverstanden und wandten sich erleichtert einem einfacheren Lebensentwurf zu. Falls sie ihre Leistungen respektiert haben, wie viel wiegt ein solcher Respekt? Was heißt es, eine Großmutter zu respektieren? Der älteren Person bedeutet es gewiss etwas. May spricht über den *mangelnden* Respekt von jungen Leuten wie mir, dabei glaube ich nicht, dass sie sich wirklich Respekt wünscht. Darum geht es ihr nicht eigentlich, und Mrs Fry war bestimmt auch nicht daran gelegen, aber das wird sich noch herausstellen.

Was May sich wünscht, ist Liebe. So würde sie selbst es nicht nennen – über Liebe zu reden ist »albern«, und so etwas liegt ihr nicht. Sie sehnt sich nach jeder Menge Gesellschaft und Zuwendung und Aufmerksamkeit. Sie fühlt sich derzeit vernachlässigt und ist deswegen missgestimmt, wobei sie nie zugeben würde, dass das der eigentliche Grund für ihre zunehmend schlechte Laune ist. Als ich noch klein war, liebte ich May über alles – sie war so anschmiegsam, ganz im Gegensatz zu Isa, die sich nicht gern in den Arm nehmen ließ und deren schlanke Gestalt sich wenig für die Umarmung eines Kindes eignete. May war mir lieber als jedes Plüschtier, und ich liebte es, wie sich ihr draller Bauch anfühlte. Ich umschlang ihn mit beiden Armen und drückte sie,

und sie nahm mich und hob mich auf ihren Schoß, und dann legte ich meine begierigen Arme um ihren fleischigen Hals und lehnte mich an ihre Brust. May genoss den Körperkontakt ebenfalls. Eine so innige Beziehung hatte sie nur zu kleinen Kindern. Älteren Kindern, ja selbst mir gegenüber verhielt sie sich eher distanziert und umarmte einen eher halbherzig und nur dann, wenn das Kind auf sie zuing, und zu Erwachsenen suchte sie überhaupt keine körperliche Nähe. Ich habe noch nie erlebt, dass sie meine Mutter berührt hätte. Dabei sehnt May sich nach wie vor nach Liebe. Sie ist dafür nicht zu alt. Sie sehnt sich nach dem, was ich ihr so schwer geben kann, weil ich nicht länger ein Kind bin. Sie sehnt sich danach, dass ich so oft wie nur irgend möglich in ihrer Nähe, bei ihr zu Hause bin, am liebsten täglich mindestens eine Stunde. Sie sehnt sich danach, dass ich einfach nur bei ihr *bin*. Elizabeth Fry wäre ich eine bessere Enkelin gewesen. Sie hätte für meine Liebe zum Studium Verständnis gehabt, auch wenn sie bedauert hätte, dass ich nicht in irgendeiner Weise reformerisch tätig bin. Sie befürwortete, dass Mädchen eine gute Ausbildung bekommen, und schrieb mit siebzehn in ihr Tagebuch, sie hoffe, ihr Wissen zu mehren und ihre Gedanken besser zu ordnen. Sie beklagte ihre mangelnde Kenntnis der Grammatik, und mit ihrer Rechtschreibung war es auch nicht weit her (sie schrieb »gieng« statt »ging« und »fallsch« statt »falsch«), weshalb sie sich an die Lektüre von Lindley Murrays *English Grammar* machte, um ihre Defizite auszugleichen. Über eine Enkelin mit wissenschaftlichen Ambitionen wie mich wäre sie alles andere als entsetzt gewesen.

May ist entsetzt.